

Unsere Diktatoren

Eine deutsch-spanische Geschichtslektion in Berlin

Es reichen zwei isolierte Ereignisse, um zu benennen, wie verschieden Deutschland und Spanien mit der Aufarbeitung ihrer (sehr verschiedenen) Diktaturen umgehen. Vor zwei Monaten, dreißig Jahre nach Francos Tod, wurde in Madrid mitten in der Nacht ein Reiterstandbild des „Caudillo“, der Spanien vom 1. April 1939 bis zum Herbst 1975 regiert hatte, mit einem Kran in die Lüfte gehoben und abtransportiert (F.A.Z. vom 18. März). Am nächsten Morgen warf die konservative Opposition der Zapatero-Regierung vor, „alte Wunden zu öffnen“. Der Ministerpräsident beharrte darauf, es sei doch merkwürdig, wenn die Hauptstadt einer europäischen Demokratie eines Diktators gedenke.

Vor kaum zwei Wochen, sechzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, wurde in Berlin Peter Eisenmans Holocaust-Mahnmal eingeweiht. Längst geht es nicht mehr um Leugnen oder die Sehnsucht nach dem Schlußstrich, sondern um angemessene Formen des Gedenkens. Was sagen diese beiden zeitgleichen Vorgänge über den Umgang Spaniens und Deutschlands mit der eigenen Vergangenheit? Daß Deutschlands Gedächtniskultur allmählich in die Zielgerade einläuft, während Spanien noch immer den Preis für den „Pakt des Schweigens“ während des Übergangs zur Demokratie bezahlt? Oder daß Deutschland weiter wäre als Spanien? Zumindest zweierlei: daß sich die deutsche Gedächtnisdebatte, deren Notwendigkeit unbestritten ist, von der NS-Forschung und ihren Skandalen (Hitler-Tagebücher, Historikerstreit, Goldhagen-Diskussion) emanzipiert hat; und daß sechzig Jahre Abstand mehr Gelassenheit schenken als dreißig. Es reden nicht mehr die Akteure und ihre Apologeten, sondern die täglich ferneren Nachkommen.

Deshalb sorgten die dem Holocaust gewidmeten Beiträge auf dem Symposium „Kultur des Erinnerns – Vergangenheitsbewältigung in Spanien und Deutschland“, veranstaltet vom Berliner Cervantes-Institut zusammen mit dem Goethe-Institut, für wenig Kontroversen. Niemand glaubt ja daran, der Judenmord könnte überhaupt „bewältigt“ und damit erledigt werden, also fragte man sich, wie „Erinnerung“ denn verfare. Einer fand, die Diskussion lasse

keinen Raum fürs Vergessen, das auch heilsam sei, aber da Vergessen so ähnlich klingt wie Verdrängen, wurde die Spur nicht verfolgt. Sehr aufmerksam war man allgemein für die Diskursivierung des eigenen Themas und die scheinwissenschaftliche Blüte der Begriffe „Gedächtniskultur“ oder „Erinnerungsgesellschaft“. Die Reihe ließe sich ja mühelos fortsetzen: Erinnerungsgebot, Gedächtnispolitik, Gedenkindustrie. Und irgendwo darüber, im Halbdunkel, dräut Martin Walsers Friedenspreis-Rede.

Als der Soziologe Harald Welzer ausführte, wie scharf sich öffentliche und private Erinnerungen voneinander unterscheiden, durfte man ein wenig staunen. Während der gesellschaftlich akzeptierte Diskurs das Gedenken an die ermordeten Juden vorschreibe, so Welzer, verlagere sich die Erinnerung der Deutschen an die in die NS-Herrschaft verstrickten Angehörigen in den familiären Kreis, dorthin, wo es keinen Skandal verursachen kann. So werde der eigene Großvater unter der Küchenlampe gewissenlastend zu einem, der „Schlimmeres verhindert“ habe.

Der Historiker Norbert Frei (Jena) benannte dagegen die Unterschiede, wie sie sich in der Erinnerung an Hitlers Herrschaft schon durch Generationszugehörigkeit ergeben. Erst durch das Aussterben der NS-„Funktionsgeneration“ (der um 1905 Geborenen) und die Aufarbeitungsmaßnahmen der unbelasteten Achtundsechziger seien neuere Phänomene wie die „Kriegskinder“ überhaupt erklärbar: Nachdem die Täter benannt, die Opfer gezählt

und die wichtigsten Zusammenhänge geklärt zu sein scheinen, ergreifen jene Deutschen das Wort, die selbst gelitten und nur durch den biologischen Zufall der Nachkommenschaft an die monströse historische Schuld ihres Landes gekettet sind. Erst vor kurzem brach damit die Ära des „Zeitzeugen“ an.

Solange er nicht über Visa-Angelegenheiten sprechen muß, ist Außenminister Fischer von schwer überbietbarer rhetorischer Brillanz, was man von seinem spanischen Kollegen Moratinos leider nicht behaupten kann. Fischer ist so brillant, daß er sogar mit der offensichtlichen Torheit durchkommt, nach Charlie Chaplins Film „Der große Diktator“ sei jede weitere filmische Hitler-Darstellung überflüssig. Dabei kann man durchaus die Frage stellen, ob Hitler in Spielfilme gehört, wem das nützen soll und wobei; aber daß Chaplin der gültige Kino-Hitler sei, werden die Angehörigen der Holocaust-Opfer sich verbitten.

Ein weiteres Symposium müßte die Schlußfolgerungen aus diesem ziehen und ergründen, was Spanien und Deutschland voneinander lernen können. Erkennbar war, daß Spanien noch viel zu debattieren hat. Das beginnt beim rein Faktischen: Bis vor wenigen Jahren waren die Erinnerungen an summarisch erschossene und irgendwo verscharrte Republikaner, die Verlierer des Bürgerkriegs, tabu. Selbst im Familienkreis wurde über die Verschwundenen geschwiegen. Fast vierzig Jahre im Franco-Staat haben in den Sozialreflexen der Spanier unübersehbare Spuren hinterlassen, so daß sich nach Walther Bernackers Schilderung selbst die González-Regierung nicht traute, im Jahre 1986 unbefangenes des Spanischen Bürgerkriegs zu gedenken.

Dem Journalisten Emilio Silva, der von den Erfahrungen berichtete, die Leiche seines Großvaters auszugraben und ordentlich zu bestatten, gebührt das Verdienst, eine spanische Debatte ausgelöst zu haben. Die bis vor einem Jahr regierende konservative Volkspartei (PP) wollte von dieser „Wiedergewinnung des historischen Gedächtnisses“, die Silvas landesweit operierende Verein anstrebt, nie etwas wissen, und so sind es Privatpersonen, die sich um das längst fällige Totengedenken kümmern.

Bezeichnend bleibt, daß die spanische Rechte von Ursachen und Folgen der Diktatur, wenn überhaupt, nur apologetisch spricht. Seit sie am 14. März 2004 die Macht verlor, verschanzt sie sich hinter trotzigem Revisionismus und läßt nicht ahnen, sie könnte die spanische Geschichte je anders verstehen denn als Manipulationsinstrument. Auf dem Symposium war deshalb nur die Linke vertreten. Diese wiederum kennt luzide Essayisten wie José María Ridao oder Juan Aranzadi, Rebellen wie den Schriftsteller Rafael Chirbes, der bei der sozialistischen Regierung denselben Gedenkopportunismus mit anderen Vorzeichen argwöhnt wie bei der früheren rechten, oder den gemäßigten Historiker Santos Juliá, der zumindest daran erinnerte, daß von einem kollektiven Beschweigen der Franco-Zeit nach dem Tod des Diktators nicht so umstandslos die Rede sein kann: Es gab zahlreiche historische Studien, und sie waren verfügbar.

Was es nicht gab und bis heute nicht gibt, ist das Bewußtsein der spanischen Gesellschaft von einer gemeinsamen Geschichte. So wird Deutschland fortfahren, die Vertreter des aufgeklärten Spanien aufs Podium zu bitten wie jetzt Jorge Semprún oder Juan Goytisolo. Viel schwieriger dagegen wird es sein, dem Rat Joachim Gaucks zu folgen und die Aufarbeitung mit dem konservativen Lager zusammen zu betreiben. Denn das wollen sie nicht, die Linke und die Rechte, beide nicht, und darin müßten beide allmählich erwachsener werden.

PAUL INGENDAAY

Auf dem Symposium war nur die spanische Linke vertreten, die Partei von Francos Opfern. Dabei wäre, wie Joachim Gauck erklärte, die Aufarbeitung der Franco-Zeit erst dann gelungen, wenn auch das konservative Spanien Gehör fände.